

Auer Tageblatt

und Anzeiger für das Erzgebirge

Verantwortlicher Redakteur:
Fritz Arnhold,
für die Inserate verantwortlich:
Arthur Kupfer.
beide in Aue.

mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Illustriertes Sonntagsblatt.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonnstage nachmittags von 4-5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Aue. — Fernsprecher 202.

Druck und Verlag
Gebrüder Beuthner
(Oth. Paul Beuthner)
in Aue.

Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus monatlich 50 Pf. Bei der Geschäftsstelle abholbar monatlich 40 Pf. und wöchentlich 10 Pf. — Bei der Post bezahlt und selbst abgeholt vierteljährlich 1,50 M. — Durch den Briefträger frei ins Haus vierteljährlich 1,50 M. — Einzelne Nummer 10 Pf. — Deutscher Polizei- und Katasterkatalog. — Erscheint täglich in den Mittagszügen, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen.

Ausnahme von Anzeigen bis spätestens 9½ Uhr vormittags. Für Aufnahme von größeren Anzeigen an bestimmten Stellen kann nur dann gebürgt werden, wenn sie am Tage vorher bei uns eingeschickt werden.

Insertionspreis: Die beigeklebten Korpuszeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen 25 Pf. Bei größeren Aufstellungen entsprechender Rabatt.

Diese Nummer umfasst 8 Seiten

Das Wichtigste vom Tage.

Der italienische Minister des Auswärtigen, Tizzoni, gab gestern in der Deputiertenkammer eine Darstellung über die auswärtige Politik Italiens, wobei er lebhaft für den Dreibund eintrat.

Der Botschafter der Erzbistüme Gnesen, Domherr Dorezowski hat einen Hirtenbrief erlassen, in dem er die Gläubigen zur Ruhe und Besonnenheit ermahnt.

In Bayern soll die Geistlichkeit künftig auch zu den Prüfungen im Fortbildungsschulunterricht herangezogen werden.

Der König von Spanien hat die Algecirasalte juriert.

Der Aufstand in Kiautschou ist unterdrückt.

Ein offener Brief des früheren Bezirksummannes Schmidt zieht Kritiken der frivolen Chrabachneidei.

* Näheres siehe unten.

Der koloniale Gedanke.

Ausrichtige Freunde der Kolonialpolitik legen die ernste Bedürftigkeit, daß die Reichsregierung durch die plötzliche Auflösung des Reichstages gerade der Kolonialpolitik einen schlimmen Dienst geleistet habe. Gleichzeitig wie der Wahlkampf endet, wird dadurch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die Frage, ob Deutschland Kolonialpolitik treiben soll oder nicht, Mittelpunkt des ganzen politischen Lebens geworden ist. Der Ausgang des Kampfes wird als ein Plebisit für oder gegen die Kolonialpolitik erscheinen, und das eben, meint man, verträgt eine erst langsam in die Entwicklung tretende Idee nicht. Sie wird belastet mit der ganzen Summe der von altersher im Lande obwaltenden Gegenläufe; wenn es sich im Falle eines Sieges der Regierung so schäßt, daß unsere Politik scharfe reaktionäre Bahnen einschlägt, so wird man die Kolonialpolitik als ein Hilfsmittel der Reaktion betrachten. Unterliegt die Regierung, so ist ohnehin die koloniale Entwicklung in der Gefahr einer minderen Fürorge, wenn freilich durchaus nicht zu befürchten ist, daß je ein Reichstag zustande kommt, der die Kolonien vollständig in Stich lassen werde.

Die Parteien machen schon heute durchaus kein Hehl daraus, daß sie bei dem bevorstehenden Wahlkampf jedemde ihren Topf an das Jenseit zu rüsten gedenken, das in dem Hause Dernburgs entbrannt ist. Der Bund der Landwirte will für die

hohen Viehprixe und für die Regierung kämpfen, das Zentrum kämpft gegen die Regierung und um die Schulen. In gleicher Weise kommen die anderen mit ihren besonderen Idealen, und die Kolonialfrage läuft nur so nebenher, lediglich als Mittel zur Erreichung der besonderen Wahlzwecke. Sie wird dadurch eine echte Partei ge, denn Parteikämpfe lassen sich nicht mit seinen Distinktionen führen. Gegner des Reichswahlrechts und der Freizügigkeit werden als Freunde der Kolonien, Anhänger der verfassungsmäßigen Freiheiten als Gegner der Kolonien erscheinen. Kein Wunder, wenn Reaktion und Kolonie schließlich nach einfaßtem volkstümlichen Empfinden als Früchte derselben Baumes betrachtet werden, während in Wahrheit die Kolonialpolitik ein hartes, aber zuverlässiges Mittel zur Erziehung der Freiheit ist.

Es wird vielfach behauptet, unser Volk leide noch weltpolitischer Expansion, insbesondere nach Kolonien. Das ist einfach nicht wahr. Die Kolonialbegeisterung, soweit sie ehrlich ist, beschränkt sich vorläufig noch auf einen außerordentlich kleinen, gesellschaftlich ziemlich scharf abgegrenzten Teil unserer Bürger. Daneben gibt es noch eine Gruppe von Scheltern, die sich ein gewisses Großmannstum einzureden versuchen, indem sie ihre weiterobenden Neigungen nach allen Seiten hin ausspielen, als seien sie gerade die rechten Männer, um alle Völker der Erde zittern zu machen. Von diesen soll hier nicht die Rede sein, sondern nur von den ehrlichen Leuten, die einsichtig genug sind, um zu wissen, was die Kolonien uns sein können, falls sie sachgemäß verwaltet werden. Teils sind es die Bildeten, teils die Sinnierer und Grübler, eine nützliche Spezies von Menschen, deren Dienst um die deutsche Entwicklung von jehler unterdrückt werden ist, teils sind es die führenden Konquistadoren, die mit starkem Vertrauen auf ihre Kraft und mit einem schönen Freiheitsgefühl hinaustrümmern aus der gemütsbedrückenden Dede der millionenschaf ausgetretenen Pfade, die man Karriere nennt.

Große Teile unseres Volkes aber leben immer noch der Kolonialpolitik mit einem Mißtrauen zu, der teils angebaut, teils anerzogen ist. Das Sprichwort: Bleibe im Lande und nähere dich redlich ist in den verschiedensten Formen seit Jahrhunderten das Palladium gewesen, mit dem die kleinstaatliche, deutsche Souveränität ihre Untertanen vor exterritorialen Extravaganzen zurückschaupte und so bei der Stange hielt. Es war, wie die Berliner Morgenpost schreibt, die höchste Pflicht des Untertans, auch wirklich Untertan jedes Landesherr zu bleiben; wer auswanderte, die heimatlichen Fluren, die Gräber seiner Vorfahren oder die Stätten seiner Jugend verließ, der handelte frevelhaft, und bei der sentimental Neigung des Deutschen, reale Lebensfragen mit allerlei Gemütswogen zu überlasten, lehnte sich der Gedanke leicht fest, daß ein Auswandernder entweder ein sehr gefährlicher Mensch sei, oder irgend etwas peccat habe müsse. Die Verlegung des Wohnsitzes in ein ganz fremdes Land wird heute noch vielfach als eine Art Hahnensprung betrachtet, oft sogar schon die Übersiedelung in eine andere Stadt.

Will man Kolonialpolitik betreiben, so muß man auf eine allmäßliche Wandlung der Anschauungen warten; man kann da nachhelfen, aber man kann nicht austreten oder wegbspalten wollen, was tief im Herzen unseres Volksstums als elektrisiert oder wirklich empfundenes Heimatsgefühl schlummert. Wohl indes kann man an das Heimatsgefühl anknüpfend unseren

Volksgenossen es langsam klar machen, daß eine verständige Kolonisation dem Triebe nach eigenem Heim und Herd am ehesten Genüge tut. Der Drang nach außen darf nicht dargestellt werden werden als ein Ausfluss des Strebens, für das Vaterland Ruhm und Ehre in der ganzen Welt zu sammeln, sondern es muß ehrlich dargestellt werden, als das was es wirklich ist, als ein starkes Sehnen der Einzelpersönlichkeit sich in Freiheit auszuleben. Die tausendsjährigen Hess. in, die den Menschen auf dem dichtbewohnten Stückchen Erde des deutschen Vaterlandes einschluß, sollen empfunden werden, damit es den Leuten klar wird, was sie drückt, und damit sie den fühligen Entschluß fassen, durch eine freie Tat sich wieder in der Fremde eine Heimat zu schaffen, die ihnen wirklich eine Heimat ist, weil sie ihnen eigenen Boden unter den Füßen verstatte. Und gerade der Genuss einer überfeinerten Kultur hat viele zu der Erkenntnis geführt, daß das harde Leben im männlicher Freiheit mehr wert ist als der raffinierteste Luxus in den Gebundenheiten der Kultur.

Solche Gedanken, die auf dem Wege der Erkenntnis erworben oder durch Zugabe verarbeitet werden, sind aber nicht gewaltsam in ein Volk hineingezubringen; vollends verspielt man ihnen den Weg zu den Herzen, wenn man sie in Vergessung mit Ideen bringt, die der großen Masse des Volles widerwärtig sind. Kolonialpolitik verlangt starke Freiheitsdrang, aber wer die Freizügigkeit bekämpft, gilt nicht als ein Förderer der persönlichen Freiheit; sie verlangt solzen Bürgersinn, der sich nicht mit Byzantismus und Absolutismus vereinen läßt, sie verlangt auch gesundes materielles Streben, das ein Volk nicht haben kann, dem man bei den hohen Fleischpreisen Genugsamkeit als Staatsbehindertes Ideal predigt.

Ist schon die ganze innere Politik unseres Reiches wenig darauf zugeschnitten, daß man Vertrauen auf eine Kolonialpolitik in diesem ethischen Sinne haben kann, so steht zu fürchten, daß diese große Krise, in deren Mittelpunkt die Kolonien stehen, der Entwicklung des Kolonialgedankens einen empfindlichen Schlag geben wird. Man wird froh sein müssen, wenn er im Winter unserer inneren politischen Nöte nicht völlig untergeht.

Die Lage des deutschen Arbeitsmarktes.

Eine unerwartete, aber keineswegs beängstigende Trübung der günstigen Lage des Arbeitsmarktes hat der Monat November gebracht; nicht etwa deshalb, weil die gewöhnliche Zunahme des Andrangs von Oktober auf November auch in diesem Jahre nicht ausblieb, sondern vielmehr deswegen, weil zum ersten Male seit Beginn des Aufschwunges der Andrang über den des Vorjahres hinausgeht. An den öffentlichen Arbeitsnachweisen läman nämlich auf je 100 offene Stellen in diesem November 135,1 Arbeitssuchende gegen 131,1 im vorjährigen. Diese Unterbrechung der Gunst des Arbeitsmarktes darf nicht unbekämpft bleiben, weil nach dem intensiven Arbeitermangel des September das Überangebot sich überraschend schnell wieder eingestellt und größeren Umfang angenommen hat; sie darf aber auch nicht überhäupt werden, da zwei Umstände den Vergleich mit 1905 wesentlich zu gunsten des Vorjahres beeinflussen. Das ist einmal der geringe Umsatz des Andrangs im November 1905. Man befand sich damals nur

Weihnachten einst und jetzt.

Von Dr. Philipp Kreuz.

(Nachdruck verboten.)

Wohl selten tritt die Erinnerung an die gute alte Zeit lebhafter in den Vordergrund als wenn es gilt, Feiern zu feiern, die Rückblinde auf unsere eigene Jugendzeit, oder gar auf die unserer Eltern und Großeltern gestalten. Und kein Fest eignet sich wohl besser hierfür, als das Weihnachtsfest, vor dem wir auch jetzt wieder einmal stehen. Schilderungen von Weihnachtsfeiern früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte besitzen wir gar manche. Sie zeichnen sich alle durch eine verheite aber treffende Charakteristik aus, von denen wir nur wünschen können, daß sie niemals im Strudel der Zeit untergehen mögen. Ueber die Weihnachtsfeier an und für sich äußert sich zum ersten Male in der sogen. Weihnachtsschule im Jahre 1886 Christoforus. Er sagt dabei: Es sind noch nicht ganz zehn Jahre, daß uns dieser Tag erst völlig bekannt ist. Ihr feiert ihn aber mit einem solchen Eifer, als wenn er uns schon von unendlichen Jahren her bekannt gewesen wäre. So viel steht fest, daß sich im Laufe der Jahrhunderte der Brauch, das Christfest als eine schöne und witzige Feier zu begehen, immer mehr besonders aber im mittleren und nördlichen Europa einbürgerte.

Die mittelalterlichen Weihnachtschilde rungen können wir deshalb getrost überschlagen und gleich zur neuen Zeit übergehen. Und da finden wir, daß sich das Christfest immer mehr zum Familienfest, im engeren Sinne des Wortes, auswächst. Wir treffen es in den Hütten der Bauern, in den Häusern wohlhabender Bürgerleute und in den Schlössern des Adels und der Fürsten. Besonders bekannt sind wohl die Episoden geworden, die sich an die Weihnachtstraumlichkeit im Hause der Königin Luise von Preußen knüpfen. Liebe und Festfreude,

Glücklichkeit und Zusammengehörigkeitsgefühl durchdringen da die ganze Atmosphäre. So erzählt Theodor Körner von einem Weihnachtsabend 1803 jand Prinz Wilhelm unter den ihm befreiten Geschenken die erste Uniform nach dem Muster der Jägeruniform; für den Kronprinzen lag die Uniform des Gardekorps auf dem Weihnachtstisch und für ihren gleichaltrigen Bruder und Spielfreunden, dem Prinzen Friedrich, eine Dragoneruniform. Das wäre, sagte der König, für die drei jüngsten Neffen seiner Armee, uno als solche führte er sie nach ihrer Einfeierung der Königin vor, die an dem Erste und der solidarischen Haltung der Kinder ihre Freude hatte.

Das ist auch die Zeit, von der wir manches über Weihnachten von Goethe hören. Die Zahl der kleinen Details ist nicht arm und wir wollen deshalb das Märkentier hierherlegen. Gar Späßiges von einer Weihnachtsfeier des jungen Goethe erfahren wir da in der Autobiographie des Berliner Kunstschriftstellers Friedrich Förster, dem von der Mutter Theodor Körners berichtet wurde: Goethe und sein Vater trieben ihren Nutzwollen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbaumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rotwollenes Camisol angezogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich bestellt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Vater aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Die Untaten des bösen Tieres werden dann noch weiter ausführlich mitgeteilt und es erhebt aus dem Ganzen, daß der junge Goethe an diesem Christabend seine helle Freude gehabt hatte. Auch aus den späteren Jahren erfahren wir von manchen Weihnachtsabenden aus den Briefen und Aufzeichnungen von Goethes Mutter, die uns auch später, als ihr ein Enkelsohn geboren ward, über damals übliche Weihnachtsgeschenke des langen und

breiten informiert. An Frau v. Stein, die, wie Goethes Sohn August, am ersten Weihnachtstag ihren Geburtstag hatte, sind die folgenden Goetheschen Weihnachtsgeschenke gerichtet:

Doch du zugleich mit dem heiligen Christ

An diesem Tage geboren bist

Und August auch, der werte Schlanke,

Dafür ich Gott im Herzen danke,

Dies gibt in tiefer Winterszeit

Erwünschteste Gelegenheit,

Mit einem Jüder dich zu grüßen,

Abwesenheit mir zu verschulen,

Da ich, wie sonst, in Sonnenferne,

Im Stillen liebe, liebe, ferne.

Auch in Wettlers Leiden hat uns Goethe eine Art der Weihnachtsfeier mit den folgenden Worten geschildert: An eben dem Tage, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er abends zu Vottern, und sand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerte in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christfest gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einem die unerwartete Defension der Tür, und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumens mit Wachskerzen, Zuckerwerk und Käpfchen in paradiesische Entzückungen setzt. — Und diesem aufgeputzten Baum gelten auch die folgenden Worte des Dichters:

Bäume leuchtend, Bäume blendend,

Ueberall das Süße spendend,

In dem Glanze sich bewegend,

Alt' und junges Herz erregend —

Solch ein Fest ist uns befreit,

Mancher Gaben Schmuck verehret;

Staunend schau'n wir auf und nieder,

Hin und her und immer wieder.